

Dirk Möller

Im Westen ist Amerika

Historischer Roman



tredition®

www.tredition.de

© 2020 Dr. Dirk Möller

Umschlaggestaltung: Autoren-Marketing

Verlag & Druck: tredition GmbH, Halenreihe 40-44, 22359
Hamburg

ISBN

Paperback 978-3-347-05606-0

Hardcover 978-3-347-05607-7

e-Book 978-3-347-05608-4

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

PROLOG

»Zum Teufel, Smitty! Mach schon, schneid' ihm die Kehle durch!«

Aber Smitty ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. Er beugte sich über den Kranken und filzte ihn. Von seiner Nase tropfte Schweiß, denn in den Eingeweiden des Schiffes war es mörderisch heiß. Er verzog das Gesicht. »Verdammt, der Bastard stinkt wie'n toter Fisch.«

Joey ließ nicht locker. »Na und? Stich den Speckfresser ab! Bist doch sonst nicht so zimperlich. Tust ihm sogar 'nen Gefallen. Am Fieber krepieren ist schlimmer als ein sauberer Schnitt.«

»Wie wär's, wenn du mal dein verdammtes Maul hältst?«, zischte Smitty. »Den holt eh bald der Teufel, nicht nötig, dass ich ihn mit dem Messerchen kitzele.«

Auf einmal erwachte der Fiebernde aus seinem Dämmer-schlaf. Er stöhnte und fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. »Wasser!«

Smitty lachte nur. »Bestimmt hat er irgendwo hier unten Geld versteckt.« Er wollte sich nicht damit abfinden, mit leeren Händen zu gehen.

»Unsinn, der hat nichts. Los jetzt! Oder willst du, dass er durchkommt und uns verpfeift?« Joey kniff die Augen zusammen. Und noch einmal.

Smitty kratzte sich am Kopf. Vielleicht hatte Joey ausnahmsweise recht. Manche sprangen dem Schiffsfieberteu-
fel von der Schippe. Jedoch konnte es Ärger geben, wenn es nach Mord aussah – falls der Kapitän irgendwann wieder nüchtern war. Das Risiko war zu groß. »Du bist dümmer als 'ne Kokosnuss, Joey. Wir lassen es aussehen, als hätte ihn das Fieber getötet. Du nimmst die Beine, ich erledige den Rest.«

Joey glotzte nur. Dann begriff er und grinste.

Smitty knüllte sein Kopftuch zusammen. Aber plötzlich stockte er. Er legte einen Finger auf die Lippen und stopfte den Knebel in die Hosentasche.

»Da kommt jemand«, raunte Joey.

»Klack« – die Decks Luke klappte um. Ein Lichtkegel fiel die Treppe hinab. Die Stiege begann zu ächzen.

Der Mann, der sie benutzte, hatte Mühe, die Stufen zu treffen, denn die *Hoop* jagte wie ein Wildpferd durch die vom Nordostpassat ausgepflügten Wellentäler. Unten angekommen musste er sich tief bücken, denn der Laderaum war nur viereinhalb Fuß hoch. Seine Augen brauchten etwas, um sich an die Dunkelheit zu gewöhnen, die nur von einer an einem Haken pendelnden Öllampe durchbrochen wurde.

Dann bemerkte er die beiden Galgenvögel an dem Krankenlager. Es fiel ihm nicht schwer, eins und eins zusammenzuzählen. »Was habt ihr hier zu suchen?«, knurrte er.

»Ihr feigen Hunde, wollt ihr ihn etwa ausrauben? Dass ihr euch nicht schämt!«

Joey zwinkerte wieder. Er blickte zu Boden wie ein Rotzjunge, den der Schulmeister bei einem Streich ertappt hatte.

Smitty jedoch blieb eiskalt. »Was gehts dich an, Fettsack? Verpiss dich, sonst bist du der Erste!« Seine Hand wanderte zu dem Entermesser.

An der Klinge klebte reichlich Blut.

E I N S

– P A D E R B O R N –

Kapitel 1

Libori anno 1792 stand unter keinem guten Stern. Ein Gerüst verstellte den Blick auf den Paderborner Dom, weil sich die Renovierung des Ostchors verzögert hatte. Das Domareal glich einer Großbaustelle – von feierlicher Aufgeräumtheit keine Spur. Und das Wetter spielte auch nicht mit. Als die versammelten Würdenträger durch das Paradiesportal der Kathedrale ins Freie treten wollten, öffnete der Himmel seine Schleusen. Zuerst kleckste es nur ein wenig aus dem Dustergrau, bald aber prasselte es in einem fort. Hagelkörner hüpfen auf dem Kopfstein. Dazu piff ein Wind, der wenigstens die Schwüle fortjagte, die seit Tagen auf der Stadt lastete.

Franz Egon v. Fürstenberg bedeutete seinem Gefolge zu

warten. Er trat einige Schritte vor, nur um festzustellen, dass keine Besserung in Sicht war. Im Gegenteil: Im Westen rollte schon der Donner, und Blitze zuckten über das Firmament. Seine Miene blieb unbewegt. Dabei schwankte er zwischen Verdruss und Amüsiertheit, dass etwas so Profanes wie das Wetter das Protokoll durchkreuzte, das einschließlich des eben begangenen Pontifikalamts minutiös eingehalten wurde. Aber weder das eine noch das andere wollte er offenbaren, denn kaum jemand in seinem Umfeld teilte seinen Sinn für Humor. Sein Blick fiel auf die Petrusfigur zu seiner Rechten – ausgerechnet Petrus –, und ein Schwarm Lachfältchen zerknitterte das fünfundfünfzig Jahre alte Gesicht des Fürstbischofs. Er sah dem Apostel tief in die steinernen Augen. Wenn es stimmte, was der Volksglaube besagte, könnte er vielleicht ein Einsehen haben und den Wetterkapriolen Einhalt gebieten.

Aber der Regen trommelte weiter auf Straßen, Dächer und Plätze der Paderstadt. Es wurde immer finsterer. Wie an einem Novembernachmittag, dabei war es Ende Juli und eigentlich die schönste Zeit des Jahres. Der Domplatz verwandelte sich in eine Seenlandschaft, und in den Pfützen schwamm Unrat – nicht gerade ein erhebender Anblick.

Das Murmeln in seinem Rücken drängte zu einer Entscheidung, aber Paderborns Landesherr konnte sich nicht aufraffen.

Und so standen sie da.

Und warteten.

Husten. Schniefen. Tuscheln. In der Vorhalle des Paradiesportals sprangen die Geräusche von Wand zu Wand.

Klangen nicht sogar die Kirchenglocken ein wenig lustlos? Ach, könnte er sich doch auf der Stelle in sein Wasserschloss in Neuhaus verfügen! Im selben Moment schalt

sich der Fürstbischof für den Frevel und richtete wieder einen hoffenden Blick nach oben. Dort standen die Zeichen noch immer auf Regen und Sturm. Zwar verlor sich das knüppelharte Stakkato des Wolkenbruchs allmählich in etwas sanfterem Geplätscher, dieses aber würde so schnell nicht weichen. Ein ordentlicher Paderborner Landregen hatte bekanntlich die gleiche Sturheit, die man den Einwohnern des geistlichen Stifts nachsagte.

Was tun? Wo blieb die göttliche Eingebung?

Endlich gab sich Franz Egon einen Ruck. Der Schrein mit den Gebeinen des heiligen Liborius musste präsentiert werden. Das war wichtig für Paderborn und seine viereinhalbtausend Einwohner – was sonst hatte ihnen das westfälische Provinzmauerblümchen zu bieten? Ein Blick über die Schulter fing den spöttischen, die Grenze zur Respektlosigkeit streifenden Ausdruck von Domdechant Heinrich v. Canstein ein. Und da waren noch mehr hochmütige Gesichter. – Na wartet, ewige Nörgler, ihr werdet auch nass!

Noch ein korrigierender Griff an die Kopfbedeckung, eine juwelenbesetzte, mit Goldfäden bestickte Mitra aus dem 11. Jahrhundert, und es kam das Kommando: »*Procedamus in Domino!*«

Kaum hatte der Zug die Kathedrale verlassen, warf sich ihm der Westwind entgegen. Bö um Bö zerrte an den Gewändern der Abgeordneten von Kirche und Stadt, und das Tuch des über den Fürstbischof gehaltenen Baldachins flatterte wie ein schlecht getrimmtes Segel. Der Regent kniff die Augen zusammen. Flankiert von Hofknaben, Lakaien und seiner Leibgarde stapfte er voran, als führte er einen Kreuzzug gegen die aufmüpfigen Elemente, die dem Heiligen und ihm selbst den gebotenen Respekt versagten. Mit beiden Händen hielt er die mit bunten Glassteinen besetzte

Monstranz, in der das Sanctissimum, die geweihte Hostie, zur Schau gestellt war. Viel zu schnell zerstieb hinter ihm der Weihrauch, den ein Kirchendiener in einer Schale trug. Und das Flabellum, ein liturgischer Fächer aus Pfauenfedern, drohte zu zerfleddern, bevor die Gaukirche erreicht war, die erste Station der Prozession.

Der Festzug betrat sie durch das barocke Westtor. Er defilierte durch das Mittelschiff des innen schlichten Gotteshauses und verließ dieses im Norden. Nach einem Rundgang über den Bogen, die Spirings- und Kampstraße nahm er Kurs auf das Rathaus.

Kapitel 2

Die Prozession hielt am Kump vor dem Rathaus, wo sie mehr und mehr mit den die Straßen säumenden Menschen verschmolz. Der Fürstbischof malte blumengeschmückten Kindern das Kreuz auf die Stirn. Er segnete Kranke und Gebrechliche, schüttelte Hände und winkte in die Menge. Derweil wurde die Schlange hinter dem Heiligenschrein immer länger. Sie reichte schon bis zum Gasthaus Charbon. Trotz des Regens standen die Gläubigen an, um dem silberglänzenden Behältnis zu huldigen, von dem sie Wunderdinge erwarteten. Waren sie an der Reihe, fielen sie scheinbar allem Irdischen entrückt auf die Knie und küssten es.

Den besten Blick auf die Feierlichkeiten hatte man von gegenüber, von dem sechs Stufen erhöhten Kirchplatz der Marktkirche. Dort war es sehr voll, die Leute standen dicht an dicht wie die Orgelpfeifen.

Auch Magdalena Surkamp. Gerade hatte sie den Rosenkranz mit dem Kreuzzeichen beendet, da platzte ihre Cousine Marie in die friedliche Ruhe, mit der das Gebet in ihr nachwirkte. »Du meine Güte! Wo ist mein Geld?« Maries Finger flogen über ihre Schürze. Sie kneteten die Stofffülle ihres Kleides und mehrerer Schichten Unterröcke, allein der Geldbeutel blieb verschollen.

Marie kniete nieder – nicht als Zeichen ihrer Gottgefälligkeit, sondern um den Boden abzusuchen. Ein mühsames Unterfangen bei den vielen Füßen, zwischen denen kaum Platz war, und die immer mal ein bisschen vor und zurück trippelten. Ohne Erfolg richtete sich die Achtundsechzigjährige wieder auf. »So hilf mir doch, Lena!«, stöhnte sie. Sie hielt sich den Rücken, den die Gicht zwickte.

Magdalena traute dem Braten nicht. Marie war alt. Das

war sie selbst, aber nicht so tüddelig wie ihre Cousine. Marie warf Sachen durcheinander und vergaß manches einfach. Vor allem in jüngster Zeit. »Ach, Mariechen, der liegt bestimmt zu Hause.«

»Hältst du mich für blöd?«

Dazu sage ich besser nichts, dachte Magdalena.

»Das schöne Geld«, jammerte Marie weiter. »Außerdem ist der Beutel ein Geschenk von meinem Anton. Gott hab ihn selig!«

Das war allerdings ein Jammer. Magdalena wusste nur zu gut, was Andenken für eine Witwe bedeuteten. Georg, ihr eigener Ehemann, war vor acht Wochen verstorben. Er hatte sich die Blattern bei einer Geschäftsreise nach Paris eingefangen. »Oh je, das wäre wirklich schade. Also gut, wir suchen zusammen.«

Die beiden Frauen tauchten ab.

Der Geldbeutel blieb unauffindbar. Dafür entdeckte Marie zwischen all den schicken Schuhen und eleganten Bein Kleidern ein nacktes Paar Füße. Über den ebenfalls bloßen Waden bollerte eine Hose, in deren Rückseite, eine Hand breit unter dem Gesäß, ein talergroßes Loch gähnte. Sie richtete sich auf und schickte ihre Augen auf Wanderschaft. Diese wurden schnell fündig: Ein strähniger Blondschoopf stach aus der Masse der mit Hauben, Regentüchern und Dreispitzen behüteten Köpfe heraus. Marie, deren Laune auf dem Tiefpunkt war, stupste ihre Cousine an. »Sieh mal, der da!«

Magdalena folgte ihrem ausgestreckten Arm. Schlagartig wurde ihr Gesicht hart. »Was hat so einer hier zu suchen?«

»Elendiges Bettelpack!«, schimpfte Marie. »Höchste Zeit, dass was gegen die Plage unternommen wird. Nicht mal zu Libori hat man vor dem Pack Ruhe.«

»Wetten, der hat was auf dem Kerbholz?« Dass sie kürzlich am Abdinghof eine Bettelhorde belästigt hatte, war Magdalena noch in lebhafter Erinnerung. Richtig zudringlich geworden waren die Schmutzfinken. »Würde mich gar nicht wundern, wenn er sich deinen Geldbeutel unter den Nagel gerissen hätte.«

»Meinst du?«

»Ich habe so was im Gefühl. Der führt was im Schilde. Allein wie er guckt.«

Marie forschte nach einem Zeichen von Verschlagenheit in dem Jungengesicht, das starr auf die Prozession gerichtet war. Aber was sie sah, erhärtete den Verdacht kaum. Trotz der eingefallenen Wangen waren seine Züge harmonisch, ohne feminin zu wirken. Eher ging von dem starken Kinn eine markante Männlichkeit aus, die noch nicht voll entwickelt war. Auch der spärliche Bartwuchs und der schlaksige Körper, an dem ein klitschnasses Hemd wie eine zweite Haut klebte, sprachen dafür, dass der Knabe nicht älter als sechzehn oder siebzehn Jahre alt war. Eigentlich sieht er recht hübsch aus, bilanzierte Marie in einem Anflug von Mütterlichkeit.

Um den herankriechenden Gedanken zu verscheuchen, dass sie ihren Geldbeutel doch zu Hause vergessen hatte, behielt sie das lieber für sich. »Dem Bengel sollte mal einer richtig auf den Zahn fühlen.«

Der blonde Junge schnupperte in der vom Regen reinen Luft. Hm, wie gut es auf einmal roch! Nach Fleisch, frisch gebratenem, herrlich fettigem Fleisch. Auch nach etwas Süßem. Was konnte das sein? Dann kam er darauf: gebrannte Mandeln, und sein Magen schlug an wie ein bissiger Hund. Der Duft kam vom Westerntor, vom Magdalenenmarkt.

Der Jahrmarkt, der gerissene Halunke, schickte seine Verführer durch die Westernstraße zum Rathaus, wo sie die Nasen der Leute kitzelten, ihnen betörende Bilder ins Hirn pflanzten. Wer konnte da widerstehen?

Niemand, der Hunger hatte – die Prozession würde auch ohne ihn den Weg über den Schildern zurück zum Dom finden. Er hatte zwar keinen Heller, aber vielleicht schaffte er es, auf dem Rummel etwas zu essen aufzutreiben. Mit etwas Glück warf ihm ein Metzgergehilfe ein verbranntes Stück zu, oder ein Besoffener schlief über seinem halbvollen Teller. Mit Essen abstauben kannte er sich aus, das hatte er früh gelernt.

Allerdings musste er sich sputen. Er hatte die Briefe bei Kaufmann Dufresne abgeliefert und sollte bereits auf dem Heimweg sein. Eine halbe Stunde, bloß nicht länger! Und dann rennen! Unterwegs fiel ihm hoffentlich eine Ausrede ein, falls Menne die Trödelei bemerkte.

»Verdammter Lumpenbengel!«

Der Blondschoopf zuckte zusammen. Galt das ihm? Er blickte sich um.

»Ja, du!«, zischte eine der in Schwarz gekleideten Weiber, die ihre Trauerhauben unter einem Regentuch zusammensteckten. »Hast du dich an meinem Geld vergreifen?«

»Raus mit der Sprache, hast du ihren Geldbeutel?«

Mehr und mehr Hälse reckten sich in Richtung der zeternden Frauenzimmer.

Deren Tirade war noch nicht vorbei: »Ihr klaut doch alle wie die Raben«, ätzte die eine und fuchtelte mit ihren Hexenfingern herum. Sie sah sich nach einem Ordnungshüter um. Da keiner in der Nähe war, krakeelte sie in die Menge: »Nehmt euch vor dem Lump hier in Acht, gute Leute! Haltet eure Taschen fest!«

Prompt durchbohrten argwöhnische Blicke den blonden Jungen, der erkannte, dass er einen Fehler begangen hatte. Leute wie er standen nicht einfach in der Gegend herum. Schon gar nicht im Herzen der Stadt, wo Paderborn sauber und schön und die Finanz- und Bildungselite zu Hause war. Das konnte nur Ärger geben – hätte er sich denken können. Also nichts wie weg!

Er bahnte sich einen Weg durch das Gedränge, während die Frauen mehr Beschimpfungen über ihm ausschütteten. Andere stimmten ein, ohne zu wissen, worum es ging.

»Verdammter Beutelschneider!«

»Hau ab, elender Hundsfoth!«

»Zurück in deinen Schweinestall!«

Der blonde Junge bekam es mit der Angst zu tun. Was war nur mit den Leuten? Eben noch ganz fromm und vornehm waren sie auf einmal wie verwandelt.

Zack! – Ein Ellbogen knallte in seine Seite. Das tat weh. Jemand spuckte ihm ins Gesicht.

Ein Betrunkener wollte ihn festhalten, doch eine Körpertäuschung ließ ihn ins Leere grapschen.

Und endlich freie Bahn.

Der Junge rannte die Kampstraße hoch. An ihrem Ende, vor dem Dalheimer Hof, hielt ein Zweispänner. Er flitzte so knapp an dem Gefährt vorbei, dass die Pferde scheuten. Der Kutscher schickte ihm wilde Verwünschungen hinterher, aber da war er schon rechts um die Ecke. Vor ihm lag das Springstor, das südöstliche Stadttor. Der kürzeste Weg aus der Stadt.

Er heftete den Blick auf den Boden, vergrub die Hände in den Taschen. Mit unendlicher Langsamkeit kroch er dem parabelförmigen Durchbruch der nach Westen abknickenden Stadtmauer entgegen.

Und trotzdem: Einer der Torwächter zeigte auf ihn. Sein Kamerad schlug sich auf die Schenkel.

Nur noch wenige Schritte.

Sie feixten, rieben sich die Hände. Ein Herumtreiber kam wie gerufen. Vorbei die Langeweile.

Aber er tat ihnen nicht den Gefallen, sondern tauchte in die namenlose Gasse, die neben der Stadtmauer zum Westerntor verlief.

Schallendes Gelächter in seinem Rücken.

Sollten sie doch.

Ein paar Häuserlängen und er war außer Sicht.

Je näher er dem Westerntor kam, desto klarer wurden die Geräuschfetzen, die der Wind vom Jahrmarkt herübertrug.

Kapitel 3

Stiefelgetrampel. – Der blonde Junge fuhr herum.

Ein greller Blitz zuckte durch seinen Schädel. Er entfesselte eine Fontäne Blut, die aus der Nase schoss. Roter Nebel zog auf.

Der Sommersprossige warf ihn gegen die Mauer. Pickelgesichts Knie rammte in seine Magengrube. Der blonde Junge ging zu Boden, krümmte sich. Ein Stiefel krachte gegen sein Kinn. Er schmeckte Eisenspäne.

Er wollte sich aufrappeln, aber Jakob war schon über ihm. »Na warte, dir werd' ich's zeigen. Kommst in die Stadt, um zu klauen, hä?« Die engstehenden Wildschweinaugen des Fettwansts funkelten. Er spie dem blonden Jungen ins Gesicht, eine Faust donnerte hinterher. Dann packte er den blonden Schopf und hämmerte ihn auf den Kopfstein. »Dreckiger Bastard!« Aus Jakobs Mund lief Speichel. Und wieder knallte der Kopf auf den Boden – mit einem Geräusch, als zerbräche ein Ei.

Jakob sah sich zu seinen Kumpanen um. Das Unbehagen in ihren Gesichtern stachelte ihn noch an. Dass sich sein Opfer nicht mehr rührte, registrierte er nicht. In ihm war nur noch wilde Raserei. Er holte aus.

»Es reicht, Jakob!« Pickelgesicht ging im letzten Moment dazwischen. »Der Bastard hat genug.«

Jakob blitzte ihn an. Widerworte waren ihm fremd. Seine Faust stand in der Luft – er ließ sie sinken. »Halts Maul! Mach dich lieber nützlich und filze ihn!«

Pickelgesicht parierte. »Kein Heller«, meldete er nach ergebnisloser Suche.

»Hä? Alle sagen, er hat der ollen Piepenbrink den Geldbeutel geklaut. Bis du blöde?«

Pickelgesicht lag eine Erwiderung auf der Zunge, aber der Blick des Sommersprossigen war Warnung genug. Mit Jakob war nicht zu spaßen. Mit seinem Vater, dem Oberforstmeister des Niederwaldischen Distrikts, erst recht nicht.

»Scheiße! Muss ich alles allein machen?«, schimpfte Jakob weiter. Aber auch er fand nichts. »Das Lumpenpack ist gerissen. Er hat das Geld versteckt. Garantiert.«

»Und jetzt?«, fragte der Picklige. »Dem sind die Lichter ausgegangen, wette, der wacht so schnell nicht auf.«

»Lasst uns abhauen«, sagte der Sommersprossige. »Der krepirt vielleicht.«

Jakob wischte sich den Rotz aus dem Gesicht.

»Wenn er abkratzt, möchte ich nicht in der Nähe sein«, insistierte Sommersprosse.

»Na gut, weg mit ihm.«

Die Flügel der Dielentür knarzten. Ein Mann betrat das Haus. Der rauchige Muff kitzelte in seiner Kehle, und er musste husten. Er räusperte sich und spuckte Schleim, der die Farbe des Lehms hatte, auf dem er landete.

»Es ist spät«, begrüßte ihn seine Frau mit einem matten Lächeln. Dass der Husten ihres Gatten gar nicht aufhören wollte und so hässlich rasselte, vertrieb das Lächeln von ihrem Gesicht – ein schmales Gesicht mit einer schlanken Nase, dunklen Augenbrauen und hohen Wangenknochen, das einmal schön war und zu dem langen Hals und den zierlichen Schultern passte. Aber das Leben in Paderborn war hart und ließ Anmut schnell verblühen, und so hatten sich in das Antlitz Falten gegraben, die eine Sechsunddreißigjährige nicht haben sollte. Mit dem Grau ihrer zu einem Knoten gebundenen Haare und den schlaff herabhängenden Mundwinkeln zeichneten sie das Bild einer vom Leben

enttäuschten Frau.

Johanna legte das Hemd, das sie gerade flickte, beiseite. Sie hängte den Kessel ein paar Kerben tiefer über das Feuer und rührte in der Suppe. In der klaren Brühe schwammen ein Streifen Schwarte und glibberige Fleischbrocken. Sie produzierten riesige Fettaugen.

Conrads Holzschuhe kratzten über den Dielenboden. Er hüstelte. Beim Feuer war die Luft noch schlechter, da sich dort der Rauch staute und schwerfällig über den Dachboden abzog. Er tätschelte seine Frau am Arm und schlurfte gleich weiter in die Stube. Die Eichenbohlen ächzten, als er auf einen Stuhl sackte. Er zog den anderen heran und legte sein lädiertes Bein auf die Sitzfläche. Keine Minute später fielen ihm die Augen zu.

»Conrad, das Essen ist fertig.« Johanna rüttelte ihren Mann an der Schulter. Sie setzte ihm einen Teller Suppe und einen Becher Milch vor und stellte eine Lampe daneben. Von der Funzel ging ein ranziger Geruch aus, der sie jedes Mal ärgerte. Ob sie sich mal eine von den schönen Bienenwachskerzen aus ihrer eisernen Reserve gönnen durfte? – Conrad wäre bestimmt dagegen.

Dieser hob den Kopf und rieb sich die Augen. Er fing an zu löffeln. So hastig, dass etwas Suppe aus den Mundwinkeln über das Kinn rann und auf sein Hemd tropfte.

Draußen war es fast ganz dunkel. Das Schummerlicht im Haus schuf eine beklemmende Atmosphäre, in der die Eheleute Bargfeld kein Wort wechselten. Abgesehen von Conrads Schlürfen und einem gelegentlichen Rascheln, wenn der Wind durch die Dachritzen fuhr und mit dem Heu in den Hillen spielte, herrschte Stille.

Als der Teller leer war,leckte ihn Conrad ab. Er wischte

mit einem Ärmel über den Mund und rülpste.

»Möchtest du mehr?«

Conrad dachte an die Mettwürste, die über dem Feuer im Rauch baumelten – unter einem Drahtkorb, damit die Mäuse und Ratten nicht an sie herankamen. Aber er schüttelte den Kopf, denn sie waren kostbar. »Was hast du gemacht?«, fragte er, um auf andere Gedanken zu kommen.

»Ausraufen, was sonst? Du doch auch.«

»Hm.« Conrads Augen wurden kleiner. Er war kurz davor, wieder einzunicken.

»Johannes ist noch nicht da. Der Herr hat ihn in die Stadt geschickt. Post austragen, glaube ich.«

»Hast du die Kuh gemolken?«

Johanna nickte. »Er kennt sich in der Stadt nicht aus.«

Conrad wischte ihre Besorgnis mit einer Handbewegung weg. »Ach was, der Junge ist siebzehn, kein Kind mehr. Der wird schon kommen. Hauptsache, er ist pünktlich auf dem Feld. Sonst gibts ein Donnerwetter.«

Es regnete nicht mehr, war aber kühl. Wolken jagten über das Firmament, an dem ein Hauch Dunkelblau an den Tag erinnerte. Immer wieder verdeckten sie den Halbmond.

Was war geschehen? – Er konnte sich nicht richtig erinnern. Ein paar Bruchstücke, ein paar lose Enden, mehr förderte sein Hirn, das im Schneckentempo arbeitete, nicht zutage. Konkret waren einzig die Schmerzen. Immer wieder brandeten sie heran und schlugen über ihm zusammen. Am schlimmsten war das scharfe Stechen, das von den Wangenknochen ausging und über die Nase, die sich wie Haferbrei anfühlte, in die Stirn zog.

Er wollte aufstehen, aber etwas pikste sein Gesicht, und er zuckte zusammen. Überall Blätter und stachelige Zweige,

die er zur Seite bog, bevor er es wieder probierte. Im Stehen traf ihn das Wummern in seinem Kopf mit voller Wucht. Er erbrach so heftig, dass er Sterne sah.

Allmählich ließ der Schwindel nach. Er versuchte, sich zu orientieren: Büsche und hohes Gras. Tintenschwarze Pfützen, die der Wind kräuselte. Weiter hinten reflektierte der Sandstein der Stadtmauer das Mondlicht, darüber ragten in konturlosem Einheitsgrau die Dächer der Südstadt. Ganz rechts fiel der Widerschein der Fackeln am Spiringstor auf den düsteren Klotz des ehemaligen Wachturms, und in der anderen Richtung flackerten die immer brennenden Opferkerzen der Libori-Kapelle.

Man hatte ihn in den Stadtgraben geworfen.

Der war gefährlich, besonders nachts. Tollwütige Hunde streunten herum, suchten nach Abfällen. Nach irgendetwas Fressbarem. Er musste weg. Sofort.

Schritt für Schritt schleppte er sich vorwärts. Ein Schafskopf lag im Weg, er rutschte aus, schlug hin. Der Matsch stank nach Fäkalien. Er streifte den Kot an seiner Hose ab und stand wieder auf.

Nach Süden stieg die Senke an. Sie endete an einer Allee aus Kastanien und Pappeln. Ein smaragdgrünes Augenpaar huschte über die mit Schotter ausgelegte Promenade, die zwischen den Bäumen verlief. Ein Hund heulte den Mond an. Ein anderer stimmte ein. Ihr Klagen erfüllte die Nacht.

Johanna starrte die Decke an. Sie konnte nicht schlafen. Nicht, weil Conrad schnarchte, dass sich die Balken bogen. Daran hatte sie sich längst gewöhnt. Sie machte sich Sorgen, denn Johannes war nicht da. Endlich raffte sie sich auf und schlug die Decke zurück. Sie kletterte über ihren Ehemann und tapste barfuß in die Diele.

Die Rotbraune schien auch der Meinung zu sein, dass etwas nicht stimmte. Das sonst so gemütliche Tier stampfte auf der Stelle und scheuerte sich an der Wand. Es wusste, dass der Bettkasten über dem Stall leer war.

Draußen blökte ein Schaf, und der Westwind fegte durch die Obstbäume. Johanna spürte den Luftzug an ihren nackten Beinen. Sie öffnete einen Flügel der Dielentür und erschrak: Eine kaninchengroße Ratte streifte ihre Wade.

Als die nur mit einem Nachthemd bekleidete Frau vor die Tür trat, umging sie Finsternis. Alles schlief, einzig eine Fledermaus, die unter dem vorkragenden Dachgiebel gehangen hatte, flatterte herum. Johanna wartete, bis das Tier im Nachthimmel verschwunden war und machte sich auf den Weg. Die gemeinschaftlich genutzte Backstube, aus der es noch nach dem vor zwei Tagen gebackenen Roggenvollkornbrot duftete, ließ sie ebenso rechts liegen wie den Hühnerstall. Das Schweinegehege stank wie eh und je, deshalb grenzte es an die Alme.

Auf einer Holzbrücke gelangte sie auf die andere Seite des Flusses, wo sie dem Fuhrweg folgte, der vom Oberen Hof in Nordborchen über Wewer nach Paderborn führte. Von den Pferdegespannen und Ochsenkarren zerfurcht, die Feldfrüchte in die Hauptstadt brachten, noch dazu vom Regen aufgeweicht, war der Boden wie Schmierseife. Sie glitt einige Male aus. Bei der Kreuzung mit dem Hellweg hielt sie sich rechts, und endlich schälte sich der Kirchturm von Wewer aus dem Dunkel. Sie ging noch ein paar Schritte weiter, um bei der als Allmende genutzten Gemeindeweide stehenzubleiben. Das Dorf war jetzt ganz nah.

Sie zögerte. Sähe man sie barfuß und im Nachthemd auf der Straße, wären ihr Hohn und Spott gewiss. Aber die Sorge um Johannes war stärker. Sie schüttelte den Gedanken

ab und ging weiter.

Wenige Schritte später blieb sie wieder stehen und spähte in die Dunkelheit. Aber da war nichts. Nur die Nacht, die wie ein nasser Lappen über dem Land lag. Sie sog die nach Regen und Kuhdung riechende Luft ein und schmeckte die Tränen, die über ihre Wangen rannen.

Warum nur ist es so dunkel, wer hat den Mond entführt?

Endlich zog das Wolkenband vorüber, das sich minutenlang vor den milchig-blassen Halbkreis geschoben hatte, und die Sicht wurde etwas besser. Sie kniff die Augen zusammen. Lag da etwas auf dem Weg? Ladung, die ein Wagen verloren hatte? Ein Fuchs, der unter die Räder gekommen war?

Oder aber ...

Ihre Beine produzierten Schritte. Erst ganz langsam und mechanisch. Dann schneller, immer schneller. Schließlich rannte sie wie vom Teufel gejagt. Der Matsch spritzte in alle Richtungen, sprenkelte ihr Hemd und das Gesicht, aber das spürte sie nicht.

Dann war sie da und hatte Gewissheit: Es war Johannes. Er lag auf dem Rücken, die Augen geschlossen – sie schlug die Hände vors Gesicht, unterdrückte einen Schrei. Aber er atmete. Schnell und flach. Seine Stirn glühte.

Wewer war nah. Doch die Leute schliefen, und wer würde ihr helfen, ausgerechnet ihr, der »Scheißbargfeldhure«?

Nein, sie musste es allein schaffen.

»Conrad ... ein Unglück ... Johannes!« Johanna rüttelte ihren Mann an der Schulter.

Der grunzte mürrisch und drehte sich um.

Da platzte ihr der Kragen. »Los, aufstehen! Sofort!« Sie verpasste ihm eine saftige Ohrfeige.

Das wirkte. »Bist du verrückt geworden, Weib?«

»Johannes ... er ist verletzt.«

Bis Conrad kapierte, dauerte es einen Moment, der Johanna wie eine Ewigkeit vorkam. Dann aber sah er die Erschöpfung und Verzweiflung in ihrem Gesicht, schleuderte das Oberbett weg und eilte in das Flett. Dort saß Johannes in eine Decke gehüllt am Feuer. Er zitterte, und sein Gesicht war wachsbleich. »Meine Güte, Junge!« Plötzlich war Conrad wie verwandelt. »Warmes Wasser. Tücher. Schnell, Johanna!«

Johanna eilte los.

Bald kehrte sie mit einem Krug Heißwasser und frischen Laken zurück, und sie säuberten und verbanden die Wunden. Sie packten Johannes in die wärmsten Decken, die im Haus waren, doch seine Zähne klapperten immer noch.

»Ein Backstein. Leg einen Backstein ins Feuer!«

Johanna tat wie ihr geheißen.

Der Stein wurde schnell warm. Sie stellten Johannes' Füße darauf, und endlich hörte der Schüttelfrost auf. Johanna flößte dem Jungen eine Unze Laudanum ein, und er fiel in einen unruhigen Dämmer Schlaf.

